

Genf und Calvin

Autor(en): **Croce, Benedetto**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Neue Schweizer Rundschau**

Band (Jahr): **10 (1942-1943)**

Heft 4

PDF erstellt am: **08.08.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-759884>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Genf und Calvin

Von Benedetto Croce

Bei allen Ehrungen und Feiern, die der zweitausendjährigen Geschichte Genfs gegolten haben, ist von Cäsar bis Dunant, über Rousseau und James Fazy, Calvins, dessen Name sich am engsten mit dem Sonderschicksal und der Weltbedeutung Genfs verknüpft, nicht in dem Ausmasse gedacht worden, wie man es erwarten konnte.

Es ist anziehend, dass gerade Benedetto Croce, der Philosoph der Freiheit und des immanenten Geistes die unlösbare Verbindung zwischen Genf und Calvin besonders betont und Calvins Grösse darin sieht, dass er das Bewusstsein unendlich furchtbarer letzter Spannungen gegen seine Widersacher wachgehalten hat. Interessant für uns ist auch die Gegenüberstellung Genfs und Neapels jener Zeit, wobei der neapolitanische Denker das „Rom der Reformierten“ seiner Heimatstadt voranstellt.

Die folgenden Betrachtungen sind Croces Biographie des Galeazzo Caracciolo, Marchese di Vico, entnommen, eines Neapolitaners von höchstem Adel, der sich zum Calvinismus bekehrte und von seiner Familie trennte, um in Genf seinem Glauben nachzuleben.

Schwerlich liess sich ein grösserer Gegensatz vorstellen als der zwischen der Stadt, auf die Galeazzo Caracciolo verzichtete, und jener, in der er jetzt seine Wohnung nahm: zwischen Neapel, das damals in Europa nur Paris an Bevölkerungszahl nachstand, erfüllt von einem stolzen Adel in prunkvollen Palästen, Neapel, dessen Gebiet von den aragonesischen Königen und noch mehr von dem Vicekönig, Don Pedro de Toledo, erweitert, unter der spanischen Macht eines gesicherten Friedens genoss, reich an Literatur, Dichtung und Kunstpflege, ganz Schauspiel, Fest, Musik und Farbe, mit seinem milden Winter und dem Sommer, dessen Glut von der Seebrise gelöst wird — und dem kleinen Genf mit wenigen tausend Einwohnern, mit bescheidenen, ärmlichen Häusern, rundum nur eine oder auch nur eine halbe Meile entfernt von fremden oder gar feindlichen Gebieten wie die des Herzogs von Savoyen, in wachsender Spannung gegen stets drohende Angriffe; auch diese Stadt unbestreitbar schön in ihrer natürlichen Lage auf dem Hügel und in der Ebene, mit ihrem grossen Fluss und dem nahen, fischreichen See, den reizenden Inselchen und dem Blick auf den Mont Blanc, doch der eisigen Bise der Berge und den

kalten Luftströmungen der Rhone und der Arve ausgesetzt, die nicht gerade streichelnd kosen, wenn man an den heissen Süden Italiens gewöhnt ist.

Wenige Jahrzehnte vorher hatte Genf, bei all seiner Bescheidenheit, nicht allzusehr von Leben und Sitte der Städte Südtaliens abgestochen; als katholische und sogar geistliche Stadt mit einem regierenden Bischof, der sich in den guten alten Zeiten oft genug an der Spitze militärischer Reiterzüge sehen liess, mit zweiunddreissig Canonici, die hier ihre Gerichtsbarkeit hatten, einem Vorsteher unterstanden, mit elf Kaplanen, die nach dem Namen ihrer Kapelle die Makkabäer genannt wurden, mit sieben Pfarrern und sieben Sprengeln, mit fünf Klöstern, zwei der Franziskaner, einem der Dominikaner, einem der Augustiner und einem der Cluniacenser, wo fröhlich und üppig gelebt wurde, wie das die Legion von Pfaffenkonkubinen und das Rudel ihrer Sprösslinge bewies. Hier betete man berühmte Reliquien an, etwa ein Stück vom Hirn des St. Petrus und einen Arm des Heiligen Antonius, bei dem ein furchtbarer und gefürchteter Eid geschworen wurde. Das Volk war genussfreudig, liebte Gaststätten, wo man festfroh bekehrte, es liebte die Schwitzbäder oder Badstuben, die die Glieder wollüstig erquicken, es lief zu den Mysterienspielen mit Schauspielern und Schauspielerinnen und zu den Schwänken, moralisch in der Handlung und komisch in der Form; ihre Vorstädte waren anmutig und heiter und in lebhaftem, offenem Wechselverkehr mit der Stadt. Doch binnen weniger Jahre verschwand das alles. Der Verteidigung wegen wurden die Vorstädte aus dem Ring der Bollwerke ausgeschlossen, der sich rund um die Stadt zog, die Mönche und Nonnen wurden verjagt, die Klöster niedergerissen oder andern Zwecken zugeführt, die Heiligenbilder ausgelöscht, die Statuen zerschlagen, die Altäre, wo die Messe zelebriert worden war, zerstört und ihre Steine zu mannigfachen profanen Zwecken verwendet, unter anderm für den Richtblock, dessen erstes Opfer ausgerechnet ein Priester war; die Reliquien der Heiligen, und vor allem die Gehirnmasse des Heiligen Petrus und der Arm des Heiligen Antonius, wurden in die Rhone geworfen, von den sieben derart geplünderten und entblössten Kirchen blieben nur vier, ohne Glockenspiel, Orgelklang und Wechselchöre,

ohne Ornat, Kerzen und brennende Lampen, alles was in der katholischen Liturgie „dem Blick angenehm und süß dem Ohr ist“, wie der Dichter sagt. Diese Kirchen waren, nach dem Ausdruck des Frate Ochino „zutiefst vom Götzendienst gesäubert“. Gesperrt die Schenken und Badstuben, ausgewiesen die leichtfertigen Mädchen, die einen Teil der Stadt nahe dem Tor füllten, das man „Porta pulchrarum filiarum“ nannte, verboten die Aufführungen, verboten die Glücksspiele, verboten den Frauen die Schminke und jegliche Eleganz, die Festtage wurden auf den Sonntag beschränkt, der ganz und streng dem Herrn geweiht war; die Bewohner der Vorstädte hatten sich grossenteils in die Stadt und ihre engen Häuser zusammengedrängt. Seit einem Jahrzehnt vor Caracciolos Ankunft hatte die Einwanderung von Fremden — Franzosen, Italienern, Spaniern, Flamen und andern — diese Enge noch drückender gemacht und das alte Antlitz des Volkes verändert; so hörte man innerhalb der Mauern neue Laute und neue Sprachen.

*

So sah das Genf jener Zeit aus; und wenn man es nur äusserlich betrachtete, wie unermesslich viel prächtiger und reicher erschien die Stadt, die Galeazzo Caracciolo verlassen hatte! Wenn man aber vom Aeussern ins Innere drang, so hätte man in dieser kleinen, heftig bewegten und zusammengepressten Stadt einen Stolz, einen Drang nach tiefer Erneuerung, in der Gegenwart wirksam und noch fruchtbarer für die Zukunft wahrgenommen, einen geistigen Reichtum, der, beim Vergleich, die verborgene Armut hinter der glänzenden Fassade jener andern Stadt enthüllte und den Trennungsstrich zwischen Wahrheit und Schein, zwischen echter Lebenskraft und einer Larve der Lebenskraft aufzeigte.

*

. . . Doch die Vereinigung politischer Unabhängigkeit und religiöser Reform reichte über das Sonderschicksal des kleinen Statswesens hinaus; denn sie ermöglichte mitten in Europa die Entstehung eines Asils des Romulus, einer Freistatt, wo die aus religiösen Ursachen in allen Ländern Verfolgten Zuflucht und Sicherheit finden konnten, eines Mittelpunkts von Zucht und Unterweisung, Propaganda und Apostolat: eines Roms des

Evangeliums wie Genf genannt wurde, dem Rom der Päpste gegenüber und entgegen. Und wenn man fragt, warum sich dies in Genf zutrug und nicht — oder nicht in gleichem Masse — in andern reformierten und unabhängigen Städten, muss man jene Antworten beiseiteschieben, die keine Antworten sind und die aus der Geographie oder der Sprache oder andern äusserlichen Dingen geholt werden, und wahrheitsgemäss sagen, dass dies sich in Genf zutrug, weil Genf damals Calvin und weil Genf als Freistatt der Sitz der Lehre und Zucht war, wie sie Calvin aufgestellt hatte.

Diese Lehre und Disziplin erscheint auf den ersten Blick als Ersetzung einer Kirche durch eine andere Kirche, eines Papstes durch einen andern Papst, eines Systems von Dogmen durch ein anderes System; denn an Stelle des Gedankens, der nur seiner eigenen Logik gehorsam weiterdringt, und der keine Voraussetzungen annimmt, die er nicht selber geschaffen hat, setzte sie ein Buch, die Bibel, und zwar die Bibel in einer ganz bestimmten Art ausgelegt, nämlich in der Art Calvins. Er war unerbittlich gegen alle, die für eine freie Kritik eintraten und die, wie Sebastian Castellio, einsahen und verkündeten, das Hohe Lied, zum Beispiel, sei eine Sammlung erotischer Gesänge; und unerbittlich war er gegen die Verfechter abweichender Dogmen. Doch war das ein notwendiges konservatives Moment nach Vollendung einer so gewaltigen Revolution wie das Niederringen der päpstlichen Autorität und das Zerschlagen der kirchlichen Einheit Europas, und in der aufsteigenden Gefahr der Meinungsanarchie, die den Verlust des schon Erreichten befürchten liess, die Zersetzung der Reformation selber und einen Rückschlag, der zu schwerer noch lastendem Götzendienst geführt hätte. Die Anhänger Calvins dachten — wie ein Genfer Zeitgenosse anlässlich Castellios schrieb — mit Schrecken daran, was die freie Kritik mit sich gebracht hätte: „l'incertitude de toute la parole de Dieu". Servets Scheiterhaufen — das muss man als Tatsache hinnehmen — fand die Billigung der grössten Männer der Reformation, jener, die ein Verantwortungsgefühl besaßen. Mit dieser Einschränkung oder Unterdrückung der Freiheit rettete damals Calvin das Leben der Freiheit selbst und ihre Zukunft; denn die Bibel, an Stelle des Papstes und der Kirche gesetzt, war

nicht mehr der Papst mit seiner Kirche, sondern immer ein ausdeutbares Buch, und Calvin einer seiner Deuter, damals von höchstem Ansehen, von jener fast absoluten Autorität, die die Männer der Wissenschaft und die Philosophen mehr oder weniger lange über die Schüler besitzen, und doch vorübergehend, wie jeder andere Denker, auf den neue Ausleger folgen müssen, immer weniger traditionsgebundene und schliesslich freie Kritiker. Und warum beleidigt denn Servets Märtertod unser menschliches Empfinden um so viel mehr als die vielen Scheiterhaufen, die die Inquisition in Rom und andern katholischen Ländern aufrichtete? Wenn man es recht besieht, gerade weil wir das Verhalten der römischen Kirche als ihrer Einrichtung vollkommen entsprechend empfinden und beurteilen, Calvins Verhalten dagegen nach dem Kriterium der Freiheit und Duldsamkeit empfinden und beurteilen, die als Forderungen in der Reformationsbewegung inbegriffen waren und sich in den folgenden Jahrhunderten entwickelten und befestigten. Indem wir so handeln, begehen wir zweifellos eine unberechtigte Urteilsverschiebung und sündigen gegen die historische Objektivität, denn wir versäumen zu bedenken, dass Freiheit und Duldsamkeit sich auf jenen Baum pflanzten, dessen Stamm und Wurzel Calvin gerade mit so strengen Massnahmen bewahrte wie jene, die er gegen Servet ergriff. Ebenso sündigt aus Unkenntnis unsere unüberlegte Parteinahme für die Socinianer und Tolerantisten jener Zeit, die sich gegen das Todesurteil über die Heterodoxen wehrten, zu jener Zeit aber weder Gehör noch Gefolge in der öffentlichen Meinung fanden und nicht imstande waren, eine andere oder sanftere Gesetzgebung zu erreichen und aufzuzwingen. Denn indem wir sie heute als Vorläufer feiern, geben wir zu, dass sie damals anachronistisch waren; und es ist unzulässig, mit dem Masstab dessen, was damals unausführbar war und auch nicht ausgeführt wurde, das zu beurteilen, was man damals ausführen konnte und musste.

Aehnlich wie die Unterdrückung der römischen Kirche war jene, die der Calvinismus in Genf ausübte mit Ueberwachung und Zensur jeder Form des bürgerlichen Lebens, mit harten Verboten und peinlich genauer Reglementierung: ähnlich und sogar schwerer, weil noch fanatischer im Geist, noch mehr

auf das alte Testament zugeschnitten und auf die Haltung der Propheten, noch folgerichtiger in der Ausführung, in einem beschränkteren Umkreis, wo nichts dem Auge der Pfarrer und dem Ohr der Angeber entgehn konnte. Doch der grosse Unterschied lag darin, dass die Unterdrückung der römischen Kirche in den Ländern, auf denen ihr Gewicht unmittelbar oder mittelbar lastete, so lange es ihr möglich war, darauf abzielte, die Vergangenheit in Erstarrung zu halten, und darum tötete sie Geister und Seelen ab, gewöhnte sie an Knechtseligkeit und Zugeständnisse und entband keine zukunftssträchtigen Kräfte; dagegen begünstigte die Calvinistische Kirche, der Lutheranischen hierin überlegen, die einen Dualismus von Innenleben und staatlichem Leben aufrechterhielt, eine neue moralische Haltung, stählte die Charaktere, spornte zum Gewerbefleiss an als zur Erfüllung einer Sendung, die Gott jedem Menschen in seinem besonderen Beruf zugeteilt hat, liess im Gedeihen des eigenen Werkes ein Zeichen der göttlichen Gnade erkennen und hatte auf die moderne und nicht kirchliche Welt eine vermittelnde Wirkung, die heute Kritiker und Historiker erkennen, wenn sie sie in ihrem mannigfaltigen Vorgehn und ihren vielfachen Verzweigungen verfolgen. Diese neue moralische Haltung trug zur Unabhängigkeit der Niederlande bei, zur Freiheit Englands, zum Leben der amerikanischen Kolonien, die zu den Vereinigten Staaten wurden, und förderte überall die Kultur, die Industrie, den Handel, die politischen Einrichtungen und das freie Denken selbst, und endlich reichte sie, dank dem Calvinisten Jean Jacques Rousseau, der modernen und Kant'schen Ethik die Hand. Genf zahlte einige Zeit lang die Kosten dieses grossartigen Werkes, indem es unter der Zensur seines Konsistoriums stöhnte, dann aber nahm auch Genf, von Windeln und Banden befreit, gewachsen und erstarkt seinen Aufstieg und blühte in der Freiheit. Seine alten „Libertins“ wie die Socinianer hatten für ihr Teil auch recht, aber zur Anerkennung dieses Rechtes musste man durch die Calvinistische Strenge gehn; und deshalb waren auch sie anachronistisch und verurteilt, zu unterliegen und zu warten.

Veraltet schien Calvins Theologie vor allem mit der starren Behauptung und Verteidigung der göttlichen Dreieinigkeit, der

gegenüber die Widerlegungen der Antitrinitarier, jener Vorläufer des Rationalismus und des Intellektualismus so einleuchtend wirken. Aber wie Hegel einmal zutreffend feststellt, bedurfte es keiner grossen Mühe zu solch einer Widerlegung, wenn man sich an die Arithmetik hielt und eins, zwei, drei zählte, woraus sich natürlich ergab, dass eins nicht zwei und nicht drei sein kann. Der Gedanke der Trinität oder der Dreiheit ist eine der ältesten Intuitionen des Menschengeschlechtes und findet sich in den verschiedensten Religionen und Weltanschauungen; und in mythologischer oder halbmythologischer Form enthält er die Forderung des spekulativen Begriffs, der weder abstrakte Einheit ist noch abstrakte Vielheit, sondern das Eine, das vielfältig, und das Vielfältige, das eins ist, und einer entsprechenden Logik, die nicht mehr intellektualistisch und statisch ist, sondern dialektisch und dynamisch. Die katholische Kirche hatte den hohen Begriff der göttlichen Dreieinigkeit überliefert, und es war Calvins Verdienst, ihn auch ausserhalb dieser Kirche zu bewahren; und das verbindet ihn mittelbar mit der modernen Philosophie, während von Servet und Socinus in dieser Hinsicht nichts erkenntnismässig Tiefes ausging, es sei denn vielleicht im negativen Sinn, als Ansporn, um den Begriff und die Logik der Trinität vertieft aufzufassen, zu entwickeln und zu verteidigen.

Noch veralteter und von einer grausamen Altertümlichkeit stellt sich die Calvinistische Lehre der Vorbestimmung dar, der Gnadenwahl und der Verwerfung, derzufolge Gott, von Ewigkeit her und weil es ihm so beliebt, die Menschen in Auserwählte und Verworfenen teilt; und auch hier wendet sich heute eine billige Sympathie, wenn nicht eben den nachtridentinischen jesuitischen Theologen und ihrem Eklektizismus, so doch den Gegnern der Vorbestimmungslehre zu, welche gegen die Lehre der göttlichen Erwählung Einzelner oder der besondern Gnade jene andere Lehre der allgemeinen auf alle Menschen erstreckten Gnade verfochten. Aber jene Mythologie der Vorbestimmung durch göttlichen Ratschluss enthielt ebenfalls den Keim eines gewaltigen Gedankens, und zwar nicht mehr und nicht weniger als die Idee der Geschichte selbst, die in ihrem Verlauf Individuen, Geschlechter und Völker verurteilt und auslöscht und, dank den grossen Männern oder

Auserwählten, aus den Hekatomben die unsterblichen idealen Werte des Gedankens, der Schönheit, der moralischen Würde erwachsen lässt, und die sich also nicht der Rettung oder der Glückseligkeit der Individuen zuliebe abspielt, sondern, wie Calvin es meinte, „ad maiorem Dei gloriam“. Man musste allerdings diesen Gedanken von seinen mythologischen und theologischen Schlacken befreien, um seinen Kern von Wahrheit herauszuschälen; und dies war das Werk der späteren Philosophie und ihrer Geschichtsauffassung, worin Erwählung und Verwerfung, Sieg und Niederlage nicht mehr Ratschluss eines transzendenten Gottes, sondern das immanente Werk des Geistes selber in seiner Verwirklichung sind. Die Antiprædestinatarier sind, recht besehen, die Vorläufer der aufklärerischen Geschichtsschreibung mit dem ihr eigenen Massstab der rasonierenden Vernunft und, politisch gesehen, der Demokratie mit ihren Tendenzen der Einebnung und Gleichmacherei, zweifellos bedeutende und historisch fruchtbare Dinge, wenn sie auch, verabsolutiert, in Einseitigkeit und Simplifizierung verfallen. Aber die Lehre von der Vorbestimmung ist die Vorläuferin von etwas Bedeutenderem und Umfassenderem, nämlich des freien Wettkampfs um die Erwähltheit und des Vorrangs des Bessern, und daher der Gleichheit vor dem Gesetz, nicht aber der materiellen Gleichheit der Einzelnen, die zu Stillstand und Erstarrung der menschlichen Geschichte führen würde. Dem Calvinismus und seinem Begriff der Vorbestimmung verdankt man alles, was an Strenge in den Liberalismus eingegangen ist, alles, was er an Pöbelfeindlichem und Aristokratischem, an Schmerz und Vertrauen zugleich, an Demut und Kühnheit bewahrt.

Aus all diesen Gründen, die hier, recht gedrängt und ohne auf Einzelheiten eingehn zu können, dargelegt wurden, verdiente Jehan Calvin trotz allem Engen und Harten seines Wesens die treuen und ergebenen Anhänger, die er auch besass, und die zur Verteidigung und zum Triumph seiner Reform jedes Opfer zu bringen bereit waren. Einer von diesen war der neapolitanische Edelmann, der im Juni 1551 an die Tore Genfs pochte.

(Autorisierte Uebersetzung von François Bondy)